



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rückert, Heinrich: Deutsche Geschichtsschreibung im Mittelalter.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Deutsche Geschichtschreibung im Mittelalter.

Von Heinrich Rückert.

(Ottokar Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter von der Mitte des dreizehnten bis zum Ende des vierzehnten Jahrhundert. Berlin 1870.)

Die Geschichtschreibung unserer Nation während des früheren Mittelalters ist durch Stein's wahrhaft monumentale Schöpfung, die *Monumenta Germaniae historica*, der heutigen Wissenschaft zugänglich gemacht worden. Die zahllosen ganz unbekannten, halb bekannten und verstümmelten Denkmäler, welche unter der Hand einer ganzen Schule von kritischen Herausgebern und Erklärern, hier zum ersten Male oder was dasselbe ist, zum ersten Male brauchbar an's Licht getreten sind, geben diesem großen Nationalwerk zugleich auch eine universelle Bedeutung. Alles, was früher oder anderwärts für ähnliche Zwecke geleistet wurde, erscheint der deutschen Arbeit gegenüber als Dilettantenwerk. Gelehrt mag ja immerhin ein Dilettant sein, was ihn aber von dem Meister unterscheidet, ist die Principlosigkeit seines Standpunkts, der Mangel einer sichern Methode in seinem Vorgehen und deshalb wird auch ein Muratori oder ein Bouquet gegenüber dem, was die jetzige Wissenschaft fordert und thatsächlich leistet, unbeschadet aller historischen Anerkennung sich in unsern Augen nur durch ein Mehr des Wissens und des Fleißes von dem Tross der gewöhnlichen Dilettanten herausheben. Je dankbarer sich die heutige Wissenschaft bewußt ist, auf den Schultern solcher Vorgänger zu stehen, um so schärfer erkennt sie auch, daß sie heute nur noch insoweit von ihnen abhängig sein darf, als die Kraft ihres Athems und ihrer Muskeln noch nicht ausreichen wollte, ihre eigene Arbeit an die Stelle jener zu setzen. Heute noch müssen wir des Paulus Diaconus Geschichte des longobardischen Volkes bei Muratori lesen, aber nur weil die schon so lange in Aussicht genommene Bearbeitung dieses fundamentalen Geschichtswerkes in unseren deutschen Monumenten immer noch nicht zur Vollendung gediehen ist. Freilich mag es für den, der sich gerade in dem Fall sieht, seine Studien auf eine solche Geschichtsquelle zu richten oder sie wesentlich darauf zu begründen, ein schlechter

Trost sein, wenn er weiß, daß der Boden, auf dem er sich bewegt, Sumpfboden ist. Die naive Unbefangenheit einer früheren Periode, wo man schlechtweg mit einem Texte des großen Muratori sich begnügte und gewiß kein Arg darin fand, wenn der Ausdruck oder der Inhalt desselben schon dem gesunden Menschenverstand, nicht bloß den Zähnen der geschulten Kritik allerlei herbe Nüsse darbot, mochte ohne Zweifel bequemer gewesen sein, aber sie läßt sich nicht mehr zurückführen, auch nicht einmal zurückwünschen. Dabei aber sei doch nicht vergessen, was häufig vergessen wird, daß solche unbehagliche Mittelzustände zwischen einem unbrauchbaren Alten und einem noch unerreichten Neuen eben auch in der Wissenschaft natürlich sind und am allerwenigsten durch bloßes Schmälen und Achselzucken über die unbegreifliche Verzögerung der wichtigsten Aufgaben gehoben werden könnte. Denn eins ist im Grunde der Wissenschaft so wichtig wie das andere und das wichtigste immer nur das, was gerade dem einzelnen, wenn er es braucht, so erscheint. Wer auch nur einen Blick auf die stattliche Reihe der bisher erschienenen Bände unserer Monumenta wirft, begreift, daß wenn sie heute noch nicht alles enthalten, was dereinst darin stehen soll und was wir lieber heute als morgen darin stehen sähen, daran doch nicht Trägheit oder saumselige Pedanterie die Schuld hat.

Auf der Basis der Monumenta lassen sich begreiflich ganz andere Gebäude der Forschung und Darstellung im Bereich unserer älteren Geschichte aufzuführen, als noch vor einem Menschenalter möglich war. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man alles frühere, gleichviel von welchen Kräften es geleistet ist, jetzt antiquirt nennt. Man thut damit der Tüchtigkeit unserer Vorgänger kein Unrecht, wenn man sie als eine relative anerkennt und wenn man, wie in diesem Falle, die Ursache davon in einem Mangel an grundlegenden Hülfsmitteln, den sie selbst nicht verschuldet hatten und nicht beseitigen konnten, findet.

Doch hier handelt es sich nicht um die große Umwälzung in der Erkenntnis und Darstellung unserer mittelalterlichen Geschichte, sondern nur um einen kleinen Ausschnitt aus dem großen Gesamtbilde, um die literarhistorische Darstellung dieser Geschichtsquellen, aus denen unsere moderne Geschichtschreibung schöpft. Auch hier fehlen nicht ältere Versuche, aber erst Wattenbach war vorbehalten, die Resultate seiner Vorgänger zusammenfassend und durch eigene Forschungen ergänzend in seinem epochemachenden Buche „Deutschlands Geschichtsquellen während des Mittelalters bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, 1858“ ein der jetzigen Wissenschaft genügendes Bild davon zu entwerfen. Daß ein solches Buch schon 1866 in zweiter, natürlich sehr verbesserter Auflage erscheinen konnte, darf ebensosehr als Beweis für seine Gediegenheit, wie für die überraschende Ausbreitung der geschichtlichen

Studien im Gebiete unserer eigenen Vergangenheit gelten. Derartige streng wissenschaftliche Werke pflegen ja sonst auf dem deutschen Büchermarkt kaum eine Auflage kümmerlich abzusetzen, weil die Zahl der eigentlichen Zunftgenossen in den meisten Fächern doch nur immer eine geringe ist und außerdem sich Niemand damit zu befassen und noch weniger Geld dafür auszugeben gewöhnt ist. In unserm Falle aber muß sich beides in günstiger Weise verändert haben, weil eines allein nicht zur Erklärung des Erfolges hinreicht. Denn so zahlreich auch die Jünger der jetzigen historischen Schule an den Universitäten und anderen gelehrten Anstalten gedacht werden mögen, sie allein erschöpfen noch keine Auflage, auch wenn jeder sich in den Besitz des Buches gesetzt hätte. Es müssen also auch nichtzünftige Leute als Käufer und dann nach unserer ebenso ehrenwerthen, wie für den buchhändlerischen Verkehr nicht ganz praktischen Gewohnheit als Leser angenommen werden und dies wird jeder etwas Weiterblickende als ein Symptom einer sehr erfreulichen Stimmung der Geister in der deutschen Nation würdigen. Wer die deutsche Geschichtschreibung des Mittelalters über die Zeitgrenze des Wattenbachischen Buches hinaus, also über die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts hinaus ähnlich behandeln will, würde begreiflich eine schwerere, aber keineswegs eine undankbarere Aufgabe vor sich sehen. Schwerer schon darum, weil ihm dabei jene unübertreffliche Grundlage der Monumenta größtentheils fehlte, denn wenn sich auch nach ihrem Plane keine ganz feste chronologische Grenze für die einzelnen Bände, wie sie nacheinander folgen, ziehen läßt, namentlich wo sie aus triftigen innern Gründen hauptsächlich das dem Orte nach zusammengehörige, das landsmannschaftlich verwandte Material zusammenstellen, so reicht doch im allgemeinen das, was sie bisher gebracht haben, nicht über das Ende des 13. Jahrhunderts hinüber und nur sehr vereinzelt ins 14. hinein. Wattenbach genoß den doppelten Vortheil, einmal den bei weitem größten Theil seines Materials so bequem vor sich liegen zu haben, wie man es eben nur innerhalb des bisher von den Monumenten umspannten, wenn auch noch nicht vollständig ausgefüllten Zeitbereiches finden kann, und dann auch, gerade an der Stelle, wo diese Vorarbeit abbrach, selbst abbrechen zu dürfen. Denn daß in der Mitte des 13. Jahrhunderts der bis dahin so weit verzweigte Hauptast der deutschen Geschichtschreibung, dessen erste Sprößlinge mit der ersten Anpflanzung gelehrter Thätigkeit auf deutschem Boden gleichalterig sind, verdorrte, ist leicht zu sehen und war auch schon lange, ehe die moderne Wissenschaft sich mit der systematischen Erforschung unserer deutschen Geschichtsquellen beschäftigte, allgemein bekannt. Freilich hat es auch hier, wie meist auch in der Natur, mit dem Verdorren seine eigne Bewandniß: das Leben hört nicht auf einmal und auch nicht in allen Markzellen zugleich auf. Die süße Gewohnheit des Daseins gilt nicht bloß

für natürliche Dinge, sondern auch für die Erzeugnisse des menschlichen Geistes und für alle Gebilde, die er aus sich herausgetrieben hat und in denen er seine Eigenart abspiegelt. Es bleibt immer noch eine gewisse Thätigkeit in alter Weise bestehen und sähen wir allein ihre Ergebnisse vor uns, so würden wir keine Ursache haben, sie bloß als die letzten Wassertropfen in dem absterbenden Holze zu betrachten. Nur im Vergleich mit der Fülle des neuen Lebens, das sich aus dem Stamme selbst, aber in einem nach ganz anderer Himmelsgegend herauswachsenden neuen Aste entwickelt, läßt sich erkennen, daß der Strom der geistigen Säfte jetzt nach anderen Gesezen und in anderen Bahnen circulirt.

Auf diese Art ist die Mitte des 13. Jahrhunderts wirklich eine Epoche von tief einschneidender Bedeutung für die deutsche Historiographie. Ist sie es doch auch auf so viel anderen Gebieten des geistigen Lebens, des Staates, der Gesellschaft, kurz des ganzen Volksdaseins. Auch für das Bewußtsein unserer heutigen Auffassung der deutschen Vergangenheit knüpft sich an die Vorstellung des großen Interregnum das Bild einer allgemeinen Ummwälzung des deutschen Lebens, wenn auch selbstverständlich dies Bild der Mehrzahl derer, die es in der Seele tragen, nur in sehr unbestimmten Umrissen und bedeckt mit tiefen Schattenparthien vorschwebt, welche keineswegs durch die optischen Geseze der geschichtlichen Ueberlieferung und des geschichtlichen Wissens gerechtfertigt sein dürften.

Für die spätere Periode des Mittelalters, das „Nachmittelalter,“ wie man es wohl genannt hat, oder den „Uebergang vom Mittelalter zur Neuzeit“ ist es, wie schon solche unbehülliche Terminologien erweisen, schwer, eine ähnlich scharf einschneidende Grenzmarke aufzufinden. Allgemein gilt die Reformation als solche, aber wann und wo beginnt diese selbst? oder soll man die Entdeckung einer amerikanischen Insel, wovon man in Deutschland zuerst gar keine Notiz nahm, dafür gelten lassen? oder vielleicht als gute Reichspatrioten den ewigen Landfrieden und die Einsetzung des Reichskammergerichts, wovon der eine nicht gehalten wurde, das andere wegen Mangel an Geld sofort wieder aus einander stob? Beschränken wir uns nur auf das Gebiet der Historiographie, so läßt sich wohl erkennen, daß ungefähr mit der Wende des 15. Jahrhunderts auch auf ihm eine Wende eintrat, etwas neues wenn auch nicht originelles sich durcharbeiten begann, die gelehrte Geschichtschreibung im Hinblick auf die classischen Muster eines Livius, Salust, Justinus, hie und da auch des Sueton und Tacitus. Aber daneben grünt und blüht die alte Weise ungestört fort, ja sie steigert sich erst zu wahrer Massenproduction, wie sich damals alle Art von Literatur seit und durch Erfindung des Bucherdruckes so unendlich verbreiterte. Das lesende Publicum, das seit dem 14. Jahrhundert eine ganz besondere Vorliebe für

Geschichte bekundet, blieb jenen Werken des älteren Typus, den Reichchroniken, den Stadt- und Landesgeschichten, erbaulichen Biographien u. dergl. noch auf lange hinaus allein zugethan, ja man darf wohl behaupten, so lange es in unserm Vaterlande überhaupt ein wirkliches Publicum für die Geschichtsschreibung und nicht bloß einzelne gebildete Leser gegeben hat, ist es dieser Richtung treu und sonach wenigstens mit einem Fuße noch im Mittelalter stehen geblieben. Denn Bücher wie des Beatus Rhenanus deutsche Geschichte von 1530, oder des Johann Sleidanus Commentarien über den Zustand des Staates und der Kirche unter Carl V. wurden zwar von den Gelehrten höchlichst gepriesen, wie sie das auch in mehr als einer Hinsicht verdienten, aber sie drangen nicht über den Kreis der Zunftverwandten hinüber in das eigentliche Volk oder in die damals so unendlich zahlreiche Masse derjenigen, die in allen Stücken noch ihre engste Zugehörigkeit zu der elementaren Schicht des Volkslebens fühlten, aber dabei doch Belehrung aus Büchern aller Art zu ihren nothwendigen Lebensbedürfnissen rechneten. Für solche Leser gab es wohl auch allmählig eine Brücke, die von der populären Naivetät der ältern Zeit vor dem Eindringen der classischen Erudition in die Historiographie zu dieser hinüber führte: ein Aventin, ein Cyriak Spangenberg verstanden sie mit großem Geschicke und Erfolge zu schlagen. Aber prüft man ihre Construction etwas genauer, so war es doch nur ein aus tumultuarisch zusammengerafften Materialien hergestellter Nothbau, der darum auch keine Dauer haben und weder dem volkstümlichen Geschmack noch den Ansprüchen der mehr und mehr sich ihrer Aufgabe bewußt werdenden wissenschaftlichen Geschichtsdarstellung genügen konnte.

Wer die Historiographie seit der Mitte des 13. Jahrhunderts bis zu ihrem natürlichen Abschluß darstellen wollte, müßte also nach dem Ebenge sagten weit über die gewöhnlich angenommene Grenze des Mittelalters sich ausdehnen. Daß mit der in rapider Progreßion wachsenden Masse des Stoffes auch alle andern innern und äußeren Schwierigkeiten in gleichem Verhältniß wachsen und einem solchen Unternehmen wenigstens für die Kraft eines Einzelnen unübersteigliche Schranken entgegensehen würden, läßt sich denken. Auch steht der Gewinn, der für die Wissenschaft innerhalb ihres engeren Kreises daraus hervorgehen könnte, in keinem irgend erträglichen Verhältniß zu den erforderlichen Anstrengungen. Denn je näher an die Gegenwart heran, desto geringer ist die eigentliche Ausbeute an Wissen in dieser breitspurigen Literatur. Es verhielte sich sehr übel mit unserer heutigen Kenntniß des 15. und 16. Jahrhunderts, wenn wir allein oder hauptsächlich auf die Leute angewiesen wären, denen es einfiel, uns die Begebenheiten dieser Zeit zu überliefern. Auch hierfür bildet die Mitte des 13. Jahrh. einen gewaltigen Einschnitt. Vorher müssen wir uns zum überwiegenden

Theil auf die Chroniken, Annalen, Biographien und in welcher Form sonst noch der Darstellungstrieb der Zeit sich äußern mochte, stützen. Nur zur Ergänzung kann in einzelnen Fällen urkundliches Material im eigentlichen Wortsinne herangezogen werden, Privat- und Geschäftsbriefe einflussreicher Persönlichkeiten, vertrauliche Aufzeichnungen zu eigenem Gebrauche, Staatschriften und Deductionen, geschäftliche Verhandlungen und Acten nebst den eigentlichen Urkunden von öffentlichem Charakter. Aber von der bezeichneten Epoche an dreht sich das Verhältniß um. Der eigentliche historische Forscher pflegt zu sagen: Die Urkunden werden von dieser Zeit an um so ergiebiger und brauchbarer, als die eigentliche Geschichtschreibung sich immer gehaltloser und unbrauchbarer erweist, und von seinem Standpunkte aus ist er zu solchem Urtheile vollkommen berechtigt, obgleich es, wie sich noch zeigen wird, einen andern Standpunkt giebt, aus welchem sich das Bild dieser spätmittelalterlichen Geschichtschreibung doch ganz anders ausnimmt. Aber es läßt sich begreifen, daß ein Mann der strengen Schule nicht sehr geneigt sein wird, seine volle Arbeitskraft für einen Stoff einzusetzen, dem er nur geringe Ergiebigkeit zuzutrauen geneigt ist, dem er von vornherein nicht Vorurtheile, sondern eine in seinem Kreise wohlberechtigte Mißachtung entgegen bringen wird. Wer anders aber als ein solcher dürfte sich zutrauen, den Ariadnesfaden zu finden und mit fester Hand und scharfem Auge zu handhaben, der ihn aus diesem Labyrinth voll der größten Confusion glücklich an das Tageslicht führen könnte? Ein Literar- oder Culturhistoriker gewöhnlicher Art, der sich mehr oder minder schon auf die Vorarbeiten der eigentlichen historischen Kritik stützen muß und sein Material als unmittelbar zu seinen Bauzwecken brauchbar verwenden will, könnte sich hier noch weniger herausfinden.

Wenn nun doch ein Historiker von anerkannter Tüchtigkeit sich wenigstens eines Theiles dieser in so vieler Beziehung undankbaren Aufgabe angenommen hat, wie es von D. Lorenz vor Kurzem geschehen ist, so gebührt ihm nicht bloß wegen des leidigen in magnis voluisse sat est ein kahles und conventionelles Lob, sondern eine warme und freudige Anerkennung sowohl für die treffliche Lösung seiner Aufgabe, als auch, weil damit einmal Bahn gebrochen ist in ein Gebiet, das, so dornicht und steril es auch sein mag, doch noch viel übler berufen ist als es verdient. Lorenz hat bekanntlich als Geschichtsforscher und Geschichtschreiber die Periode des Interregnum und was ihr vorhergeht und sich an sie anschließt, zu dem Hauptobject seiner bisherigen Thätigkeit gemacht und von hier aus lag ihm allerdings auch die Aufgabe, die er sich in seinem neuesten Buche über die Geschichtsquellen im späteren Mittelalter gesteckt, näher als irgend einem andern. Eben deshalb begreift sich aber auch, weshalb er sich selbst mit dem Ende des 14. Jahrhunderts ein, wie wir hoffen, nur vorläufiges Ziel gesetzt hat. Denn eine

wirkliche Grenze, der Schluß einer bisherigen Entwicklungsreihe unserer Historiographie und der Anfang einer neuen ist an dieser Stelle nicht zu finden, das hat sich schon gezeigt.

Ein Historiker wird freilich anders über die Bedeutung dieser Zeitgrenze urtheilen, wenn er auf den Inhalt der Geschichte und nicht bloß auf die Form ihrer Ueberlieferung Rücksicht nimmt. Keine Frage, daß mit den großen Concilien und den Hussitenkriegen eine wesentlich neue Epoche der deutschen Geschichte beginnt, deren Bereich von da an das ganze 15. Jahrh. umfaßt, oder bis zur Reformation, wenn man für die zeitliche Marke eine sachliche setzen wollte. Aber von einem veränderten Typus der Geschichtschreibung während des 15. Jahrhunderts ist nichts wahrzunehmen, oder höchstens nur insoweit, als alle jene wesentlichen Charakterzüge, die dem ganzen Nachmittelalter und bis tief in die Neuzeit eigenthümlich sind, mit dem Fortschritt der Jahre immer deutlicher heraustreten. Die Physiognomie wird begreiflich je älter desto markirter, die Züge selbst bleiben aber die alten. Der Quellenwerth im Sinne der exacten Geschichtsforschung wird natürlich immer geringer, denn von Jahr zu Jahr wächst die Zahl der eigentlichen Urkunden, aus denen sich eine ganz andere objective Grundlage des Thatsächlichen gewinnen läßt, wie aus den von vornherein subjectiv gefärbten Geschichtschreibern. In dieser Hinsicht müssen also die historiographischen Erzeugnisse des 14. Jahrh. denen des 15. an sich und im Allgemeinen überlegen sein, gleichviel wie sich das Werthverhältniß im einzelnen Falle herausstellt und eben deshalb bieten jene dem eigentlichen Forscher an sich einen größeren Reiz als diese. Nur handelt es sich immer bloß um ein Mehr oder Minder, ein Heller oder Dunkler innerhalb derselben Hauptfarbe, nicht um einen wirklichen Farbenunterschied.

Das Buch von Lorenz behandelt Deutschlands Geschichtsquellen, treibt also schon auf dem Titel den Standpunkt der praktischen Benutzbarkeit für die moderne Wissenschaft entschieden und mit Bewußtsein heraus. Auch Wattenbachs Buch führt diese Bezeichnung, wie es denn selbstverständlich und nach dem ausdrücklichen Bekenntniß und Wunsche des Verfassers des jüngeren Buches als dessen unmittelbares Vorbild und Muster anzusehen ist. In erster Linie handelt es sich also überall, die kritischen Principien festzustellen, welche für die Verwendung des in diesem oder jenem Geschichtschreiber oder Geschichtswerke der Zeit enthaltenen historischen Materials nach den Grundsätzen der heutigen Wissenschaft, der neuen deutschen historischen Schule maßgebend sind. Doch handelt es sich nicht ausschließlich darum.

Schon Wattenbach hat die Geschichtschreiber des früheren Mittelalters nicht bloß in Hinsicht auf die Glaubwürdigkeit ihrer Erzählung, sondern auch in Hinsicht auf die Composition des von ihnen Erzählten und die von ihnen

entfaltete Kunst der Darstellung geprüft, wenn gleich beide letztere Gesichtspunkte mit einer gewissen bescheidenen Reserve hinter den ersten als eigentlich leitenden zurücktraten. Auch seinem Fortsetzer ist es, wie schon erwähnt, zuerst und zumeist um die Prüfung seiner Quellen als solcher zu thun, bei ihm aber gewinnen jene andern Gesichtspunkte doch eine größere Ausdehnung als bei seinem Vorgänger. Mit einem Worte, der literarische Werth der mittelalterlichen Historiographie, der zwar oft mit ihrem quellenmäßigen thatsächlich zusammenfallen kann, aber begreiflich sehr wohl davon unterschieden werden muß, drängt sich bei ihm nicht in den Vordergrund, das wäre zu viel gesagt, aber er behauptet eine gewisse Selbständigkeit neben dem bloß auf das Material als solches gerichteten Interesse.

Wenn wir den Ausdruck „literarischer Werth“ brauchten, so meinen wir damit keineswegs die stilistische Kunst, die sprachlichen Mittel der Darstellung, das größere oder geringere Geschick der Gruppierung und Aneinanderreihung der Begebenheiten. Wir geben ihm eine weitere Bedeutung, wo man ebensovot culturgeschichtlich dafür setzen könnte, wenn diese Bezeichnung nicht gar zu weitläufig wäre. Wir fassen aber darunter auch alle jene Momente, die ein literarisches Denkmal der Vergangenheit zum Gegenstand der Forschung und zu einer Quelle der Erkenntniß machen. Und so angesehen wird sich die Werthmessung des einzelnen Erzeugnisses dieser historiographischen Literatur sehr häufig ganz anders gestalten, als wenn man aus ihnen bloß den nackten Kern der thatsächlichen Wirklichkeit, die zeitliche und örtliche Feststellung irgend eines Ereignisses oder einer Persönlichkeit herauschälen will. Denn nun kommt es weniger darauf an, was sie überliefern, als wie sie es überliefern. Als Spiegel ihrer Zeit, als Zeugniß für die Auffassung, das Denken und Empfinden ihrer Umgebung mögen dieselben Schriftsteller oft die reichste Belehrung gewähren, denen wir als historische Quellen im strengsten Wortsinne alle und jede Bedeutung und Brauchbarkeit abzusprechen genöthigt sind. Ja, es ist nicht paradox zu behaupten, daß die Bedeutung des einen Momentes im Durchschnitt in dem Verhältniß größer sein wird als die des anderen zurücktritt.

Was für den einzelnen Fall gilt, gilt auch für das Ganze. Kein Zweifel, als Quellen können sich diese Geschichtschreiber des 14. und 15. Jahrh. nicht entfernt mit ihren Vorgängern messen. Wo fände sich einer, der an die exacte Treue eines Hermann v. Reichenau, an die unerschöpfliche Fülle des wichtigsten Details in einem Adam v. Bremen oder Lambert v. Hersfeld reichte? Selbst die besten unter den spätern, ein Mathies v. Neuburg, ein Johan v. Weitring, ein Peter von Bittau sind im Vergleich damit unzuverlässig, dürftig oder ungenau unterrichtet. Ja, wenn es bloß auf die Masse ankäme, dann würde man wohl einem Ottokar von Steier den Preis vor allen andern im ganzen Mittelalter zugestehen müssen. Aber diese Masse ist

nicht bloß selbst von der allerverschiedensten Bedeutsamkeit, nach unserer Auffassung ohne irgend ein Urtheil über geschichtlichen Werth und Unwerth zusammengerafft, wie es gerade der Zufall bot, so daß das Wichtigste, was wenn auch nicht vor den leiblichen Augen doch innerhalb des Gesichtskreises des Schreibers geschah, häufig gar nicht oder nur mit ein paar Worten erwähnt wird, während die allerunbedeutendsten Dinge so oft in unendlicher Breite sich ausspinnen, sondern es fehlt auch überall da, wo man durch andere Zeugnisse im Stande ist genauere Controle zu üben, so völlig an den ersten Elementen dessen, was man Genauigkeit, Zuverlässigkeit nennt, daß die Fülle nur erdrückt und verwirrt, aber nicht belehrt. Aber was solchen Werken als Quellen mangelt, das gerade ist ihr Vorzug als culturgeschichtliche, oder wie wir es oben bezeichneten, als literarische Denkmäler. Als solche sind sie ihren Vorgängern weit überlegen, obgleich damit nicht gesagt sein soll, daß man nicht auch aus einem Thietmar von Merseburg, Ekkehard von Gure, Otto von Freising sehr viel für diejenigen Zweige des geschichtlichen Wissens, die man gewöhnlich Culturgeschichte nennt, entnehmen könnte.

Es ist wohl der Mühe werth, diesen Satz, weil er einstweilen nur eine Behauptung ist, etwas fester zu begründen, zumal da sich damit zugleich der natürlichste Weg öffnet, auf dem wir zu einer wenn auch nur skizzirenden Zeichnung der Hauptcharakterzüge der gesammten mittelalterlichen Historiographie in Deutschland, insbesondere der spätmittelalterlichen zu gelangen vermögen.

Fassen wir zuerst das literarische Moment im eigentlichen Wortsinne ins Auge. Nichts kann verschiedener sein, als die Physiognomie der deutschen Geschichtschreibung vor und nach dem großen Interregnum. Die Sprache allein bekundet den vollsten Gegensatz: vorher herrscht das Lateinische so ausschließlich, daß die zwei, drei Ausnahmefälle, wo es durch das Deutsche verdrängt wird, noch mehr wie sonst den trivialen Satz erhärten: die Ausnahmen bestätigen erst recht die Regel. Nachher ist das Lateinische zwar nicht verdrängt, aber das Deutsche wuchert immer üppiger daneben, bis die fremde Sprache zwar nicht nach dem Umfang der von ihr noch beherrschten Geschichtswerke, aber nach ihrer verhältnißmäßigen Zahl und Größe gegenüber den deutschgeschriebenen ungefähr die Stellung einnimmt, welche dem Deutschen vor jenem großen Wendepunkte zukam.

Wir enthalten uns noch aller weiteren Folgerungen aus dieser einen großen Thatsache. Nur darauf sei schon hier hingewiesen, daß unsere deutschen Geschichtschreiber seit dem 13. Jahrhundert für die Geschichte unserer Sprache eine Bedeutung haben, die sie mit in die erste Reihe aller Literaturerzeugnisse der Zeit stellt. Diejenigen, welche deutsche Geschichte in lateinischer Sprache darzustellen allein für möglich halten, mögen außerdem alle Arten

von Tugenden und Vorzügen für sich beanspruchen, aber zur Nationalliteratur gehören sie nicht. Denn wohl mag aus dem verschnörkelten Klosterlatein eines Widukind überall noch der Rhythmus der deutschen Verse seiner sächsischen Volksdichter für ein kundiges Ohr heraustönen, die er auf sein Prokrustesbett der klassischen Diction zu spannen sich innerlich genöthigt sah, gerade so wie aus dem holprigen pseudovirgilischen Hexameter des Ekkehard aus St. Gallen überall die alte germanische Langzeile durchscheint: aber deutsches Fleisch und Blut, den Vollklang des deutschen Wortes, zu dessen Verständnis es keiner subtilen Spürkraft bedarf, darf man hier nicht suchen. Wie sich Ekkehard's Waltharius zu den Nibelungen, oder um ganz nahe zu bleiben, zu den deutschen Trümmern des Walthers-Liedes verhält, gerade so und nicht anders ist es mit der Geschichtschreibung deutscher Angelegenheiten und deutscher Menschen. Die lateinische Hülle mag das kundige Auge des eigentlichen Forschers nur wenig stören, um zu dem eigentlichen Kern der Thatfachen vorzudringen, etwas verhüllendes behält sie aber doch. Der beste Beweis dafür läßt sich aus einem gelehrten Versuche der Gegenwart beibringen, aus den deutschen Uebersetzungen einer Anzahl lateinischer Geschichtschreiber unserer Vorzeit im Anschluß an die große Ausgabe des lateinischen Originals in den Monumenten. Die Uebersetzungen sind so gut gemacht, als es die Hülfsmittel der Gegenwart ermöglichen, so gut im Durchschnitt, um es mit einem Worte zu sagen, wie es die deutsche Sprache der Gegenwart nur irgend übersetzen kann. Aber wie kalt und fremdartig, wie steif, blut- und saftlos muthen uns diese unsere Landsleute an, gerade wenn und weil sie deutsch sind! Die lateinische Sprache der Originale verhüllt mit ihrem hauchigen Faltenwurf und ihren barocken Verbrämungen den Grundmangel freilich ganz anders, und man ist im Allgemeinen geneigt zu glauben, daß hinter dieser Verkleidung doch noch ein lebensfrischer Kern stecken möge. Aber die Zurückführung auf das Deutsche der Gegenwart bietet eine unwillkürliche und unwiderstehliche Controle für das wahrhaft Lebendige.

Nun haben wohl auch später noch viele deutsche Federn, welche sich an die Erzählung des ihnen und der Nachwelt Merkwürdigen machten, sich der lateinischen Sprache bedient und auch für sie gilt wenigstens bedingungsweise das, was alle ihre Vorgänger charakterisirt. Aber es ist denn doch ein großer Unterschied zwischen dem Küchenlatein eines Johann v. Winterthur und der geleckten Pseudoclassicität eines Lambert v. Hersfeld. Jenes stümperhafte Latein ist wirklich nur eine Maske, aus der ein deutsches Auge hervorblickt. Es ist auch nicht schwer, die Züge der Physiognomie dahinter zu vermuthen, obgleich mit der exacten Strenge der wissenschaftlichen Kritik nicht ganz zu vereinbaren, wenn man behauptet, man könne jeden einzelnen Zug deutlich erkennen. Innere Wärme und Beseelung sind aber doch zwei sehr schätzbare

Eigenschaften jedes literarischen Productes, besonders aber eines solchen, welches die Geschichte oder einen Ausschnitt aus der Geschichte der eigenen Heimath und des eigenen Volkes darstellen will. Aber beide müssen, so scheint uns selbstverständlich, sofort verschwinden, wenn man in einer fremden Sprache das innerste Wesen des heimathlichen Geistes einzupferchen sich genöthigt oder bewogen findet. Und je correcter oder kunstgerechter es geschieht, desto schlimmer wird es diesem ergehen. Wer in einer fremden Sprache stammelt, redet im Grunde seine eigene, nur in lächerlicher und ärgerlicher Travestie, aber er redet sie doch. Es ist wohl ein eigen Ding mit der selbstgefälligen Forderung unserer klassischen Zuchtmeister, die uns in unserer Jugend so viel Kopfbrechens und Zweifel verursacht hat, nicht bloß lateinisch zu schreiben, sondern auch lateinisch zu denken. Genau besehen denkt Niemand, der lateinisch schreibt, lateinisch, aber was er schreibt ist deswegen, weil es nicht lateinisch ist und es niemals werden kann, doch noch nicht oder nicht mehr deutsch, es müßte denn wirkliches, echtes lächerliches Küchenlatein sein. Dies mag noch am ersten hingehen, wenn es darauf ankommt, daß wirklich Sinn und Empfindung in dem Geschreibsel sein soll. Die angebliche Classicität bringt es nicht weiter als zur leeren Phrase und hohlen Grimasse.

Doch um von dieser kleinen Abschweifung wieder auf unser Thema zurückzukehren, so versichern wir, und es wird leicht geglaubt werden, daß uns das wahre, echte Deutsch in unseren Städtchroniken, Reimchroniken, Landesgeschichten des 14. Jahrhunderts sehr viel besser gefällt, als das Küchenlatein ihrer gelehrten oder gelehrt sein wollenden Concurrenten. Aber wenn uns das Küchenlatein schon besser gefiel als der klassische Rothurn des Hochmittelalters, so gefällt uns das Deutsche noch unendlich besser. Und damit wäre denn doch ein ganz bedeutsamer Vorzug dieser Historiographie, nicht bloß des einzelnen Schriftstellers vor dem Einzelnen allenfalls vergleichbaren, sondern der ganzen Art und Gattung vor der verwandten der Vergangenheit begründet. Die deutsche Gegenwart ist glücklicherweise in ihrer Rückbildung zu natürlicher, oder lateinisch ausgedrückt nationaler Cultur schon so weit gefördert, daß sie mit uns derselben Meinung sein wird.

Mit dem Eindringen der Muttersprache in die Geschichtschreibung hat es bei uns bekanntlich länger gedauert als bei mancher andern Nation desselben mittelalterlichen Culturkreises. Sogar unter den romanischen Völkern hat sich die Landessprache eher Bahn gebrochen, obwohl hier das Lateinische doch eine viel weniger fremdartige Stellung einnimmt als in Deutschland und eben deshalb auch der Volksgeist viel eher einen leidlich zureichenden Ausdruck seines Wesens in ihr finden konnte. Vollends da, wo sich außerhalb Deutschlands eine deutsche oder germanische Nationalität als solche behauptete, wie in dem Britannien der Angelsachsen oder in Scandinavien, gibt es gleichsam als

selbstverständlich für die Thaten des Volkes oder Einzelner aus dem Volke auch sofort eine Geschichtschreibung in der heimischen Sprache. Wir haben der großen Sachsenschronik Englands aus dem 9., 10. und 11. Jahrhundert nichts Aehnliches an die Seite zu setzen, noch weniger den Denkmälern der isländischen und vielleicht auch norwegischen Geschichtsliteratur, die man mit dem allgemeinen Namen der Saga's bezeichnet. Hier ist das wirkliche Volksleben in seiner vollen Unmittelbarkeit schon durch die Sprache selbst gewährleistet, hier ist alles, Inhalt und Form, Tendenz und Conception aus einem und demselben Guß und Schriftsteller und Publicum fließen, wie es bei jeder natürlich gesunden Literatur sein muß, in unmerklichen Uebergängen zusammen. Jeder aus dem Volke, wenn er sich der Kunst die Feder zu führen bemächtigte oder wenn er die noch bessere und damals nicht schwere verstand, nach dem allgemein zugänglichen Modell der überall bekannten Muster etwas Interessantes auf eine interessante Weise zu erzählen, trat in die Reihe der nationalen Geschichtschreiber. Sein eigener Name verschwand in den meisten Fällen vor der Gemeinsamkeit des großen Ganzen, das so wie ein gesunder Baum fortwährend neue Sprossen und Blätter an der Stelle derer trieb, welche im vorigen Jahre Blätter und Früchte gebracht hatten. Bauern, Geistliche, Könige, Krieger in bunter Reihe haben hier Geschichte geschrieben und jedem von ihnen war selbstverständlich, daß das, was er schrieb, auch von allen Leuten seiner Nation gelesen werden sollte.

In Deutschland dagegen blieb damals die Feder des Geschichtschreibers nicht bloß in der Hand einer festgeschlossenen, exclusiven Corporation, der geistlichen Leute, ohne daß irgend ein Mann weltlichen Standes je daran gedacht hätte, sich ihnen zuzugesellen, sondern diese Zunftgelehrten arbeiteten mit vollem Bewußtsein nur für ihre Zunft oder für die wenigen Duzend gebildeter Laien in den höchsten Spitzen der Nation, denen eben durch diese ihre höhere Bildung, d. h. durch ihre Hingabe an die feststehende Schablone der kirchlichen Zunftgelehrsamkeit jede Fühlung mit dem nationalen Geist abhanden gekommen war. Ein Widukind v. Corvey, ein Roswitha v. Gandersheim fühlten sich, wie man weiß, gründlich geschmeichelt durch die Aussicht, daß ihre wohlgedrehten Tiraden auch vor den Ohren der Fürsten und Fürstinnen des sächsischen Kaiserhauses und ihres Hofstaates Gnade finden dürften. Was waren aber diese Kenner und Freunde der damaligen deutschen Geschichtschreibung? Der corrupte Idealismus eines Otto III. gibt die welt-historische Antwort auf diese Frage. Die deutsche Nation als solche war von dem Genuß solcher exotischen Früchte selbstverständlich ausgeschlossen und so wenig sie selbst darnach verlangte oder auch eine Ahnung von ihrem Geschmack, ja auch nur von ihrer Existenz besaß, ebenso wenig war es den Bewahrern und Hütern dieser seltsamen Kunstproducte darum zu thun, sich

ein wirkliches Publicum zu schaffen. Die großen praktischen Gesichtspunkte des eignen Vortheils, nur nicht gerade des unmittelbar vor Augen liegenden, welche sie zu einer Popularisirung ihrer Wissenschaft hätten veranlassen können, blieben, so scheint es, ihnen gänzlich verborgen. Sie bekehrten nichts weiter als in ihrer hochmüthigen und bornirten Isolirung zu beharren und es begreift sich leicht, daß ein solcher Standpunkt nicht bloß eine lebendige Wechselwirkung auf die Nation ausschloß, sondern selbst nur so lange haltbar war, als diese eine solche exklusive Gelehrtenkaste als die berechnigte Inhaberin alles Wissens und alles Könnens duldete.

Im zwölften Jahrhundert wurde diese Stellung unhaltbar. Die Kreuzzüge und andere größere Culturbewegungen schufen auch in Deutschland ein selbstbewußtes geistiges Leben im Volke. Das Emporkommen der sogenannten ritterlichen oder höfischen Poesie ist auf dem Felde der Literatur das handgreiflichste Zeugniß für einen völlig veränderten Zustand der Bildung. Natürlich mußte auch die Geschichtschreibung davon berührt werden, aber sie ließ sich doch nur sehr langsam und sehr zögernd aus ihrer hergebrachten Bahn ablenken. Sie erweiterte wohl ihren Gesichtskreis, wie ein Otto v. Leinsinger und seine Nachfolger zeigen, indem sie eine höhere geschichtsphilosophische Auffassung ihrem empirischen Stoffe einzubilden strebte, aber den Bedürfnissen und Ansprüchen der Nation kam sie damit nicht näher. Denn diese Geschichtsphilosophie war ja selbst ein specifisches Product der exclusiven Bildung oder der Wissenschaft im Dienste und in den Händen der Kirche, zu dem gebildeten Laien; dem Ritter des 12. Jahrhunderts stand sie wo möglich noch fremdartiger als die Phrasen aus Livius und Sueton, mit denen man früher für den Schmuck der historischen Diction alles gethan zu haben glaubte. Nach wie vor versuchte ohnehin die Masse der geistlichen Geschichtschreiber es noch in alter gedankenloser Weise fortzutreiben, und die Mehrzahl der Chroniken und Annalen bis in's 13. Jahrhundert hinein verräth in Plan, Auffassung und Darstellung nur einem sehr scharfen Auge, daß der Boden der geistigen Suprematie der Kirche auch auf diesem Gebiete in's Wanken gerathen ist.

Besonders denkwürdig sind die Vermittelungsversuche, zu denen man sich gelegentlich bequeme. Das nachweislich älteste und folgenreichste von allen ist die sogenannte Kaiserchronik. Unsere heutigen Begriffe von Geschichte und Geschichtschreibung wollen uns kaum verstaten, dieses Werk der Historiographie zuzurechnen, und doch galt es seiner Zeit dafür und sollte nichts weiter sein. Es sollte, wie es ausdrücklich und in Worten sagt, die keiner Doppeldeutung fähig sind, den Laien, die so eigensinnig oder so stupid waren, bloß ihre Muttersprache zu verstehen, die Geschichte in deutscher Sprache vortragen. Es ist immerhin eine starke Concession an den Zeitgeist, aber zugleich ist auch die entschiedene Absicht nicht zu verkennen, damit die Herrschaft über

denselben zu behaupten. Denn die uns so sonderbar erscheinenden Zornes-
ergüsse gegen die Lügendichtungen, welche angeblich den Geist der Nation ver-
gifteten, bedeuten nichts anderes, als daß die Kirche oder einige Hellsehende
in ihr zu begreifen anfangen, daß die mächtig aufstrebende Literatur in der
Volksprache mit der Zeit die ganze Exklusivität der kirchlichen Wissenschaft
und der geistlichen Schriftstellerei überwältigen und bei Seite schieben könnte.
Die Kaiserchronik hat diesem Vorgang keinen Einhalt zu thun vermocht und
die Lügenmärchen, gegen die sie so tapfer loszieht, sind sehr bald in der Gestalt
der Bretannischen Romane, aber auch in der des volksthümlichen Epos nach
dem Muster der Nibelungen die Beherrscher der deutschen Literatur auf lange
hinaus geworden. Denn was sie selbst als Ersatz dafür bot, die reine ge-
schichtliche Wahrheit, wie sie glaubte — daß wir ganz anderer Ansicht darüber
sind, ist für die culturgeschichtliche Würdigung ihres Standpunktes gleichgül-
tig — konnte den Geist einer Zeit und einer Nation, die in dem lebhaftesten
idealistischen Gährungsproceß begriffen war, nicht befriedigen. Er verlangte
ganz andere romantische oder poetische Ingredienzen für seine Speise als sie
der einseitig kirchliche Rigorismus und die exklusive geistliche Weltanschauung
ihm gewähren konnte. Für die heutige historische Kritik mag daher immer-
hin die ganze Kaiserchronik für ein Gewebe sagenhafter Umbildung eigentlicher
Geschichte, ja zum großen Theil fast eigentlicher Sagen mit nicht mehr her-
auschälbarem geschichtlichem Kerne gelten, der Zeit war sie wirkliche Ge-
schichte und weil sie dieß zu stark und exclusiv war, — eben nur so weit die
Licenz der Kirche für die Geschichte ging und gehen durfte — konnte sie ihr
jene Lügenmärchen, d. h. die eigentliche Poesie nicht ersetzen. Daß sie es sollte,
dafür zeugt nicht bloß die ausdrückliche Erklärung ihres Verfassers, sondern
auch die Form selbst. Hätte es sich nur um eine Darstellung der Geschichte
gehandelt, so würde sich von selbst die Prosa dafür geboten haben. Aber
wenn der weltlichen Poesie damit ein Paroli gebogen werden sollte, mußte
auch Vers und Reim dem Inhalt dieselbe Anziehungskraft geben, wie sie
jene eben dadurch besaß.

So wenig nun die Kaiserchronik ihren eigentlichen Zweck erfüllen konnte,
so folgenreich ist doch der von ihr gegebene Anstoß geworden. Zunächst in
so fern, als in ihr das zu einem ungezählten Heer anschwellende Geschlecht
der Reimchroniken in deutscher Sprache ihre letzte Stammutter anzuerkennen
hat. Die Sprache und die Kunstgesetze des Versbaues mochten sich noch so
sehr verändern, wie es eben der Fortschritt der gesamten deutschen Literatur
mit sich brachte und dadurch die alterthümliche Form der Kaiserchronik bald
als völlig veraltet erscheinen lassen, ihre Anlage aber im Großen, selbst ihre
Behandlungsweise im Einzelnen wurde das von einer Generation auf die
andere fortgepflanzte Modell aller, natürlich auch solcher, die von der Exi-

stanz desselben längst keine Ahnung hatten, sondern nur aus dem Copiren der selbst schon hundertfach copirten Copien die Bedingungen ihres Daseins zogen.

Daß sich dabei unwillkürlich die Gesamttanschauung, oder der Geist des Originals in die entsprechenden Wandelungen des jedesmaligen Zeitgeschmackes oder Zeitbedürfnisses umsetzte, versteht sich von selbst, aber es blieb doch nach wie vor jener fundamentale Charakterzug dieser ganzen Historiographie bestehen, der die Form der Poesie ohne alles Bedenken auf die Darstellung der Wirklichkeit übertrug. Je mehr das spätere Mittelalter seine Augen für die Wirklichkeit schärfte, desto greller mußte freilich auch der Contrast zwischen einer solchen Form und dem Inhalt heraustreten oder richtiger gesagt, er tritt für unsere kritischgeschulten Augen heraus, die Zeitgenossen und Leser empfanden ihn, wie es scheint, lange gar nicht und wo sie es thaten, nur instinctiv. So konnte die Reimchronik, das stets zeitgemäß verjüngte Abbild der Kaiserchronik, in ganz lebendiger Tradition neben den andern Formen der geschichtlichen Darstellung, denen sie als gleichberechtigt galt, bis dahin fort-dauern, wo überhaupt die mittelalterliche Tradition auf allen Gebieten der Geschichtschreibung nicht bloß, sondern überall in der ganzen schönen und wissenschaftlichen Literatur durch die neue Richtung der gelehrten Bildung auf der Grundlage der klassischen Studien beseitigt wurde. Die Reimchroniken des 15., 16., ja noch aus dem Beginne des 17. Jahrhunderts sind in ihrer Art noch eben so allgemein anerkannte, gerne gelesene und mit Achtung behandelte Repräsentanten der Geschichtschreibung ihrer Zeit, wie es die Braunschweiger des 13., oder die Ottokars v. Steier aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts waren. Daß für einen heutigen Geschmack ihre Lectüre in dem Grade unerquicklicher wird, als sie der Zeit nach uns näher kommen, entscheidet über ihre culturgeschichtliche Stellung und Bedeutung in ihrem Kreise und in ihrer Zeit nichts. Begreiflich fühlen wir die immer weiter gähnende Kluft zwischen dem immer realer, oder richtiger gesagt, prosaischer werdenden Inhalt und der conventionell festgehaltenen poetischen Form als eine arge Beleidigung unserer Geschmacksnerven. Die Zeitgenossen aber standen so völlig unter dem Banne dieser conventionellen durch Jahrhunderte bestätigten und geheiligten Form, daß sie daran keinen Anstoß zu nehmen wagten, so wenig wie wir kritischen Geister von heute an irgend einer sinnlos gewordenen Form der Etiquette oder der gefelligen Höflichkeit.

Mit der Kaiserchronik war eine Geschichtschreibung in deutscher Sprache gleichsam von der Kirche selbst sanctionirt. Diese dachte nicht daran, sie überhaupt aus der Hand zu geben, und die Richtung des Volksgeistes ging zunächst so entschieden nach einer andern Seite hin, nach der, welche auch uns als eigentliche Poesie erscheint, daß ihr die immer schreibfertiger und

schreiblustiger werdenden Laien anfänglich noch jenes Gebiet gleichsam als ihre althergebrachte Domäne überließen. Aber der neue Geist zwang auch hier zu weiteren Concessionen. Aus der Mitte der Geistlichkeit wurde auch der Versuch gemacht, die Geschichte nicht bloß in deutschen Versen, sondern auch in deutscher Prosa zu behandeln, also diejenige Form, die dem bisher allein berechtigten exclusiven Leserkreis doch immer als die eigentlich natürliche oder berechnete für geschichtliche Stoffe galt, durch die Herüberleitung in die deutsche Sprache dem ganzen Volke zugänglich zu machen. Es war eine große und folgenschwere That, obgleich sich ihr Urheber wie gewöhnlich dessen nicht bewußt wurde, als ein geistlicher Mann in den dreißiger Jahren des 13. Jahrhunderts unternahm, was er von der Weltgeschichte wußte, in deutscher Prosa zu erzählen. Die sogenannte Repkow'sche Kaiserchronik, sogenannt, sagen wir, weil ihr Verfasser jedenfalls nicht der als Verfasser des Sachsenspiegels bekannte Eike von Repkow, ein Mann aus dem Ritterstande sein kann, berührt sich in ihrem Außern, der Besonderheit der Sprache, der Zeit und dem Ort der Entstehung mit dem Sachsenspiegel so nahe, daß sich begreifen läßt, wie man ihr denselben Urheber zuschreiben konnte, besonders da eine etwas zweideutige Stelle in der gereimten Vorrede der Chronik darauf hinzuweisen schien. Aber die Kritik ist berechtigt, diese Annahme zurückzuweisen. Nur in einem höhern Sinn als dem der buchstäblichen Wirklichkeit bleibt sie doch wahr: es ist derselbe Geist, der den Sachsenspiegel zu einem so merkwürdigen, ja geradezu einzigen Denkmal unserer Volksentwicklung stempelt, auch in der sächsischen Kaiserchronik deutlich wahrzunehmen. Bis dahin hat die deutsche Welt da, wo sie deutsch fühlte und dachte, sich in einer exträurten Sphäre, in einem phantastischen Raume, unter und mit Gestalten aus Luft und Dunst gewoben, bewegt. Im Sachsenspiegel greift sie zum ersten Male in die derbste Gegenständlichkeit des Lebens, und dasselbe thut sie in der sächsischen Kaiserchronik. Bis dahin galt als herkömmlich und deßhalb für geheiligte Norm, daß Gesetz und Recht nur in lateinischer Sprache geschrieben werden könnten. Jede Privat-Urkunde scheint mehr dadurch, daß sie lateinisch verfaßt wurde, den Charakter der Sicherheit und Zuverlässigkeit zu empfangen, als durch ihren Inhalt oder die sonstigen Formalitäten bei ihrer Ausstellung. Vollends das öffentliche Recht, wie es von Kaiser und Reich, von Fürsten und Herren, von Städten und Gemeinden ausging, konnte man sich gar nicht anders als in der geweihten Sprache der Capitularien und der kaiserlichen Kanzlei denken. Es war ein großer Mann, der es zuerst wagte, ein ganzes Rechtsbuch in deutscher Sprache zu verfassen, und groß blieb er auch dann, wenn sein Versuch bloß ein Versuch geworden wäre und nicht das, was der Sachsenspiegel ist, ein in seiner Art vollendetes Meisterstück volkstümlicher Darstellung. Denn was an Schwie-

rigkeiten für den modernen Erklärer darin enthalten sein mag, und dessen ist nicht wenig, das war für den gleichzeitigen Leser nicht vorhanden. Er verstand und empfand jedes Wort: wir, denen so viel thatsächliche Voraussetzungen abgehen, die den Zeitgenossen angeboren waren, müssen freilich oft genug straucheln, aber nicht öfter wie in jedem Geisteserzeugnisse solcher Art, das durch einen sechshundertjährigen Raum von uns getrennt ist.

Alle Vorzüge des Sachsenspiegels gebühren aber auch der Sächsischen Kaiserchronik, sobald man nur die Subjectivität des modernen wissenschaftlichen Bewußtseins nicht als Maßstab anlegt. Denn dieses wird leicht herausfinden, daß ihr Verfasser ebenso unkritisch compilirte wie jeder andere in seiner Zeit, der Geschichte schrieb und, setzen wir hinzu, wie es alle anderen Historiker, auch die mit den gelehrtesten Amtsmännern bis zu der neuesten Phase der methodischen Quellenforschung und Kritik gethan haben. Der Historiker findet darum auch hier so wenig wie in der gereimten Kaiserchronik „brauchbares Material“, so weit der Verfasser eben bloß andere bekannte und unbekannte ältere Bücher abschreibt und auszieht. Aber da, wo er erzählt, was er selbst als Zeitgenosse weniger gethan als gehört hat, da pflegt auch die moderne Forschung ihm eine gewisse Anerkennung nicht zu versagen. Da ist das Buch „eine ziemlich zuverlässige und oft sehr ergiebige Quelle“ von Nachrichten, die aus keiner andern zusfließen, was freilich oft nur ein Zufall sein kann, setzen wir beschränkend hinzu.

Für den Standpunkt, den wir hier vertreten, ist es aber noch viel mehr und zwar auch wieder vorzugsweise da, wo der Verfasser frei, aus lebendiger Erinnerung, ohne das Gängelband seiner geschriebenen Meister und Vorgänger erzählt. Hier hört man zum ersten Male einen wirklichen Naturlaut, Worte, die nichts anderes bedeuten sollen, als was sie in der Sprache der Zeit bedeuten, kurz, man hört zum ersten Male die Muse der Geschichte deutsch reden und man begreift, daß nachdem dieser unermessliche Wurf einmal gelungen war und zwar wieder um vieles besser als man nach der Schwierigkeit des ersten Versuches hätte billig erwarten dürfen, er von manchem andern mit demselben Erfolge wiederholt worden, daß sich ein ganzes Geschlecht von Geschichtschreibern in deutscher Sprache danach, wenn auch keineswegs unmittelbar daraus bilden mußte.

Wohl erhielt sich auch dann noch und für die ganze folgende Periode das altherkömmliche Latein, aber auf der einen Seite von den deutschen Reimchroniken, auf der andern von der deutschen historischen Prosa unwillkürlich mehr und mehr eingeengt, mußte es sich nun selbst da, wo es sich noch behauptete, ganz anders nach den Forderungen des Volksgeistes modeln, als vorher. Die selbstgenügsame Exklusivität der Geschichtschreibung des früheren Mittelalters war gebrochen. Geschichte wurde jetzt nicht mehr ge-

schrieben von Geistlichen für Geistliche oder geistlich Gebildete, sondern, wenn auch immerhin noch sehr oft von Geistlichen, doch für Jedermann aus dem Volke, der lesen wollte, und solcher Leute gab es in Deutschland von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer mehr. Und je mehr die frühere Allmacht der poetischen Literatur zurücktrat, desto größer wurde das Bedürfnis nach anderer Lectüre. Andachtsbücher und Geschichtsbücher nahmen darunter seit dem 14. Jahrhundert die erste Stelle ein und während die ersten doch mehr der Frauenwelt oder besondern Situationen des Lebens dienten, gewannen die zweiten aus dem Kerne der deutschen Männerwelt, aus den behäbigen Bürgern der großen und kleinen Städte, auch wohl aus dem niedern Adel, der auf seiner Väter Stammschloß saß, ihr Publicum. Niemals hat die deutsche Geschichtschreibung ein so stattliches Publicum, eine solche wahrhaft gesunde und tüchtige Basis gehabt, denn die eigentliche Basis jeder Literatur bilden eben doch ihre Leser und nicht das Talent oder die Tüchtigkeit ihrer Schreiber. Erwägt man dies, so wird sich der Culturhistoriker den Denkmälern einer solchen Literatur mit gespanntem Interesse und achtungsvoller Pietät nahen: er begreift, daß ihm hier das eigentliche Wesen und Weben der Volksseele ganz anders entgegentritt, als in den kalten und leeren Phrasen der Schriftgelehrten Mönche und Priester des früheren Mittelalters!

Die Befestigung großer Städte.*)

Die im Laufe dieses Jahres über die Befestigung großer Städte erschienene Schrift, deren Verfasser der im letzten Kriege gefallene preussische Ingenieur-Hauptmann Herzberg ist, berührt nicht nur eine militärische Branche, und zwar die des Befestigungswesens im Allgemeinen, sondern auch eine Frage der Zeit, die bereits vielfach und tiefer eingehend besprochen worden ist. Wie allenthalben bei dergleichen Erörterungen sind die Ansichten meist schroff getheilt, wobei nicht selten das Kind mit dem Bade verschüttet wird, indem sich mitunter Ansichten geltend machen, die entweder einer gediegenen Basis entbehren, oder geradezu an das Extreme streifen. Der Verfasser des genannten Buches dagegen, ein in seiner Stellung hochgeschätzter Fachmann, hat den

*) „Betrachtungen über die Befestigung großer Städte. Ein Wort für die Stadtbefestigungen. Von Carl Adolf Herzberg, königl. preuß. Ingenieur-Hauptmann. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Gustav Herzberg, a. o. Professor der Geschichte an der Universität Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1871.“